

AUSSCHANK

Seit der Kleine Matthias den Gastraum mit einem breiten Lächeln betreten hat, beobachte ich ihn. Eigentlich beobachte ich ihn schon sehr viel länger. Er strebt zügig dem Tisch zu, an dem bereits zwei Freunde von ihm sitzen. Die Männer am Nebentisch ignoriert er, obwohl er sie kennt. Hier kennen sich alle. Im Ort leben sechshundertdreiundachtzig Menschen, morgen voraussichtlich um eine Person weniger, der alte Harmer wird den dritten Schlaganfall wahrscheinlich nicht überstehen.

Ich wische Gläser trocken hinter der Schank in meinem Lokal.

Der Kleine Matthias ist groß gewachsen. Sein Vater ist der Große Matthias, auch sein Großvater hatte denselben Namen, die Menschen hier sind so traditionsbewusst wie fantasielos.

Er setzt sich, steht aber gleich wieder auf und brüllt in meine Richtung: „A Runde, i zoi!“. Dass er zahlt, ist selten, meistens zahlen die anderen.

Ich beginne damit, drei Gläser mit Bier vorzubereiten.

Den Kleinen Matthias kenne ich, seit er vierzehn Jahre alt ist und er hat mir leidgetan, damals, weil er offenbar so überhaupt keine Ahnung hatte, von gar nichts. Das hat sich auch später nicht maßgeblich geändert: Im Gastzimmer hängt neben dem Kachelofen eine Fotografie, schwarzweiß, aus dem Jahr 1938, auf dem die Familie Silber vor dem Hintergrund des „Gasthaus zur Alten Schmiede“ zu sehen ist, sechs Erwachsene und drei Kinder, mit Koffern rundherum, Arthur Silber hat den Arm um die Schulter seiner Frau gelegt und lächelt. Und als der Kleine Matthias ungefähr 20 Jahre alt war und als regelmäßiger Wirtshausbesucher schon einige Male dieses Bild gesehen haben musste, fragte er mich, wer das sei, ob das denn meine Vorfahren wären. Da erzählte ich ihm, dass nur der auf dem Foto damals 9jährige Franz überlebt hatte, weil er mit einem Kindertransport nach England geschickt worden war und dass das Haus der Silbers seit 1939 Matthias Familie gehöre.

Es war mir vorgekommen, als hätte ich gespürt, dass er etwas fragen wollte und war bereit gewesen, ihn aufzufangen. Als er sich erkundigte, woran denn die anderen alle verstorben wären, konnte ich zwar den Blick schwer deuten, mit dem er mich ansah, von Unwissenheit aber zeugte er nicht.

Mit dem zusätzlichen Hinweis, sie hätten etwas zu feiern, fordert er mich zur Beeilung auf.

Seit vierundzwanzig Jahren habe ich das „Gasthaus zur Alten Schmiede“ gepachtet. Personalsorgen habe ich auch heute nicht, ich mache alles allein und wenn es tatsächlich eng wird, ist einen Tag zusätzlich geschlossen. Die Leute akzeptieren das, müssen sie, meines ist das einzige Lokal hier und in der weiteren Umgebung. Ich beeile mich dann, wenn ich es für nötig erachte.

Jetzt wiederholt er noch einmal die Dringlichkeit seiner Bestellung, legt aber gleich darauf theatralisch die Hand auf den Mund und flüstert laut, dass ich halt nicht mehr die Jüngste wäre, was sich ja auch im Namen des Lokals widerspiegeln.

Da hat er allerdings Recht: Seit nach einem Sturm im vorigen Herbst die Beleuchtung des Wortes „Schmiede“ ausgefallen ist, heißt es nur mehr „zur Alten“. Das passt gut, habe ich gedacht und es bis jetzt nicht reparieren lassen.

Er grinst, wendet sich zu seinen Freunden, die ihm ihrerseits zugrinsen und dann sieht er mich an, mit dem Blick, den ich schon einmal gesehen habe.

Ich konzentriere mich darauf, die vollen Biergläser auf das Tablett zu stellen, damit ich wegschauen kann. Ich kann aber nicht wegschauen.

Dass sie immer mehr das Sagen hätten, tönt er jetzt laut, dass alle anderen schön schauen würden, und er lacht.

Ich war in einer Zeit jung, als die Leute in unserem Land gerade damit anfangen, die privaten Bruchstücke und die großen Tatsachen miteinander zu vergleichen und verschämt, verletzt, traumatisiert in ein Gesamtbild zu fügen.

Daraufhin haben viele, auch ich, „Nie mehr wieder!“ in unsere Seelen tätowiert.

Dass sie bereits in mehreren Landesregierungen seien und man für die Zukunft Großartiges vorhätte, sagt er mit fester starker deutscher Herrenmenschenstimme in lokalem Dialekt. Und er wäre bereit und dabei.

Ich nehme das Tablett und gehe langsam zu seinem Tisch. Als die Männer am Nebentisch das bemerken, rufen sie mir Bestellungen zu, auf die ich nicht reagiere.

Ich stelle das Tablett auf dem Tisch ab.

Es fängt wieder an.

Ich schütte ihm das Glas ins Gesicht.
Er reißt die Augen auf.

Die Männer am Nebentisch stehen auf und gehen auf mich zu. Ich erkläre, dass es vielleicht bald wieder ein schweres Verbrechen sein werde, nicht so zu sein, wie die sich das vorstellen, dass es strafbar sein werde, woanders geboren zu sein, nicht heterosexuell zu sein, Jude zu sein - und gegen sie zu sein, vor Allem, gegen sie zu sein. Najib, der Notfallmediziner, Josef, der Bäcker und Daniel, der IT-Student sehen mich fragend an. Jetzt schreie ich: „Die lesen wieder aus demselben Buch, nur mit einem neuen Einband, sie singen wieder dieselben Lieder, nur mit neuen Strophen und sie wachsen durch dieselbe Gier, denselben Neid, dieselbe Unmenschlichkeit.“

Er schüttelt ungläubig den Kopf, sieht nun doch die drei Männer an, Verständnis heischend, Einstimmigkeit herstellend über die Verrückte, die da Unwahrheiten behauptet, fake news brüllt und ihn beleidigt.
Ich schütte ihm das zweite Glas ins Gesicht und er schnappt nach Luft.

Fast hätte ich das dritte Glas geschafft, aber jetzt halten sie mich fest.

Mehr kann ich nicht tun.

Susanne Wimmer